

Kapitel VII

Sprache der Welt, Sprache des Lebens

Die Frage, der wir uns gegenüber befinden, haben wir soeben als entscheidend bezeichnet, obwohl sie bisher paradoxer Weise von der Philosophie nie gestellt wurde. Wenn einer solchen Frage die erwartete Bedeutung zukommt, müssen wir noch Folgendes bemerken: Die Betrachtung gewisser religiöser Grundthemen führt uns zur Entdeckung eines weiten Bereichs, der dem so genannten rationalen Denken unbekannt ist. Ohne sich im Entferntesten einer freien Reflexion zu widersetzen, könnte das Christentum die traditionelle Philosophie und ihren Kanon vor deren Grenzen führen, um nicht zu sagen vor deren eigene Blindheit.

Es geht also darum zu wissen, ob es ein anderes Wort gibt als jenes, welches die Menschen gewöhnlich benutzen, um sich untereinander zu verständigen. Die Notwendigkeit, auf diese Frage der menschlichen Sprache oder deren Wort zurückzukommen, von der schon einige Aspekte kurz angesprochen wurden, drängt sich uns jetzt auf: Kommt in der Heiligen Schrift nicht gerade diese Sprache zum Einsatz, auch wenn sich die Schriften darum bemühen, uns die in ihnen enthaltene göttliche Offenbarung zu vermitteln?

Im Text des Neuen Testamentes müssen wir ohne Zweifel zwischen zwei Arten von Sprache unterscheiden. Einerseits das Wort der Evangelisten Matthäus, Markus, Lukas und Johannes, wie sie die mit der historischen Existenz Christi verbundenen Ereignisse berichten. Diese Ereignisse, von denen viele Hinweise unter anderen uns im Übrigen nie erreichten, zeigen sich alle – aus unterschiedlichen Gründen – als höchst bedeutsam. Sie markieren die Stufen der fortschreitenden Enthüllung seiner Mission durch Christus: die Wahl der Jünger, die Zeichen dieser Mission und der Bestimmung Desjenigen, der sie erfüllen wird; der Ihm geltende Empfang in den durchwanderten Gegenden, die Streitgespräche in den Synagogen und im Tempel usw. Unterschieden von diesen Vorfällen, die das Geflecht des Berichts darstellen, treten aber noch andere Teile unweigerlich hervor. Wir hören eigentlich keine Erzählung mehr, das heißt die Wiedergabe von Zeugen über die Taten und Gesten Christi. Er spricht vielmehr selber, wir hören seine eigenen Worte. So wird der Text fortlaufend durch Anführungszeichen unterbrochen, und die Folge einer von jedem nachvollziehbaren Geschichte, da sie sich in einer vertrauten Welt abspielt, wird durch das Einbrechen dieser in der Tat verwirrenden, noch nie gehörten, ja vielleicht gar nicht hörbaren Worte jäh gesprengt. Aber diese Aussagen, so ungewöhnlich sie auch klingen mögen, und unabhängig davon, ob es dabei um die Bestimmung der Menschen oder um die Christi selbst geht, werden immer in der

selben Sprache formuliert, nämlich in genau jener, welche die Menschen sprechen und auch die Sprache der Schriften ist. Die Worte Christi werden in der gleichen Weise wie die Sätze, welche die Erzählung bilden und in die sie sich einschreiben, vom Kontext übernommen, gehen in diesen auf und erscheinen als das, was sie nie zu sein aufhörten, nämlich als „menschliche“ Worte, da sie in der gemeinsamen Sprache ausgedrückt wurden. Unausweichlich entlehnen mithin die Worte Christi der letzteren deren Formen und Strukturen, kurz gesagt die Natur der menschlichen Sprache.

Aus zwei Gründen bezeichneten wir diese Sprache als *Sprache der Welt*. Einerseits weil sie die Dinge dieser Welt bezeichnet, seien es die unbelebten Gegenstände der Natur, die Tiere oder auch die im weitesten Sinne aufgefassten kulturellen Gegenstände: also all das, worauf sich der Mensch bezieht und was seinen Umgang damit beinhaltet. So verweist ein Fischerboot immer auf seinen Besitzer oder Benutzer ebenso wie auf sein Erbauer. Ein Acker und ein Weinberg können nicht ohne die potenzielle Vorstellung von Korn und Brot, von Trauben und Wein wahrgenommen werden, und auch nicht ohne diejenigen, welche die Früchte der Erde verzehren werden, mithin nicht ohne die Bauern und Winzer, die diese Früchte produziert haben. Die „menschliche Welt“ besteht aus diesen, in einem gewissen Sinne „materiellen“ Wirklichkeiten, die nicht ohne den Menschen denkbar wären, dessen Bedürfnis und Arbeit sie erscheinen lassen. Selbst die Tiere gehören als Haustiere zu dieser menschlichen Welt, von der sie im Verlauf der Geschichte ein wesentlicher Bestandteil sind. Die in den Evangelien angeführten Worte, die Christus an die Menschen richtet, beziehen sich ständig auf diese konkreten Wirklichkeiten, die unzertrennlich zum Lebensalltag gehören: „Wer von Euch würde nicht sofort auch am Sabbat seinen Ochsen aus dem Brunnen ziehen, wenn er dort hineingefallen wäre?“¹

Aber hier nun der zweite Grund, warum wir die Sprache, mit der wir die vielfältigen „Wirklichkeiten“ unserer Umwelt benennen, als „Sprache der Welt“ bezeichnen. Welche diese Wirklichkeiten in der Tat auch sind, wir können nur dann von denselben sprechen, wenn sie sich uns zeigen. Dies gilt nicht nur für diese Wirklichkeiten selbst, sondern für alle ihnen

¹ Dieses zuvor schon zitierte Wort ist in mehrfacher Hinsicht interessant und „überbestimmt“ wie fast alle Worte Christi, deren Analyse jedes Mal neue Bedeutungen entdeckt. Diese Analyse illustriert nicht nur den konkreten Gehalt der Beispiele, deren sich Christus bedient. Indem sein Wort sich unmittelbar einer Aussage des „Lehrers der Gerechtigkeit“ widersetzt, erlaubt sie uns, die These zu widerlegen, wonach das Christentum nur eine Variante des Essenertums wäre, so zu sagen ein „gelungenes Essenertum“. Der unbestreitbare Hinweis des Evangelien-Milieus auf den Täufer sowie des Täufers und Christi selbst auf die „Wüste“, das heißt auf die Qumran-Gemeinde, belegt eindeutig genug die Ursprünglichkeit des Christentums und des Neuen Bundes, den Christus der jüdischen Welt gebracht hat. Man weiß, dass die Frömmigkeit Qumrans von der Vollkommenheit der strikten Beachtung des Gesetzes beseelt war, welches Christus durch ein ganz anderes Gesetz ersetzt, nämlich durch das *Gebot der Liebe*.

durch unsere unmittelbare Wahrnehmung verliehenen Eigenschaften, sowie für alle Urteile, die wir ihnen gegenüber bilden.

Dann stellt sich aber die Frage, wie uns diese Wirklichkeiten erscheinen? In der philosophischen Tradition der Moderne wird die Antwort von der gewöhnlichsten Erfahrung abgeleitet, nämlich dass sich die Dinge: die Steine, die Blumen, die Erde und der Himmel, die Früchte der Erde, die Werkzeuge und die Maschinen, die Menschen selber – dass sich all diese Wirklichkeiten in der Welt zeigen. So kommt es zum allseits verbreiteten Glaube daran, was „gesunder Menschenverstand“ oder „Gemeinsinn“ genannt wird und wonach *die Welt das Milieu jeder Erscheinung ist*. Anders ausgedrückt, ist das Universum des Sichtbaren das einzig existierende Universum und bestimmt den Ort der Wirklichkeit.

90

Wenn wir also nur von dem sprechen können, was sich uns zeigt, und wenn sich alles nur in der Welt zeigt, dann ist jedes Wort durch einen unüberwindbaren Bezug mit der Welt verbunden. *Wir können nur darüber sprechen, was sich uns in der Welt zeigt*. Es handelt sich hierbei nicht nur um die sinnlichen Gegenstände, wie die Steine, die Berge, die Bäume, die Häuser, die Felder, die Fabriken oder die Menschen – vielmehr um alle Dinge, die wir tatsächlich mit unseren Augen sehen und deren Eigenschaften, Gerüche und Laute, wir durch unsere Sinne insgesamt wahrnehmen. Hinzu kommen die nicht sinnlichen und „intelligiblen“ Dinge wie die geometrischen Verhältnisse oder die mathematischen und logischen Bezüge; diese „sehen“ wir ebenfalls mit den Augen unseres Geistes, wir können sie in einer Folge von „Evidenzen“ erfassen. Das heißt, diese Gegenstände halten sich ebenso – dank einer Distanzierung – vor unserem Geist, in der Außenheit einer „Welt“. Sie zeigen sich uns im Licht dieser Außenheit. So können wir sie in der Tat beschreiben, analysieren, aber *vor allem sie benennen, über sie sprechen*.

„Sprache der Welt“ bedeutet also ein Wort, das von dem spricht, was sich uns in jenem Außen zeigt, welches die Welt ist. Auf diese Weise stellt sich das Erscheinen konkret als die Möglichkeitsbedingung jedes Wortes dar, insofern wir nur von dem sprechen können, was sich uns zeigt. Dieses Erscheinen als Möglichkeitsbedingung des Wortes ist nichts anderes als das, was die Griechen dem Logos nannten. Wenn aber das Wort seine Ermöglichung im Erscheinen findet, müssen dann die Eigenschaften dieses Wortes nicht von denen dieses Erscheinens abhängen? Und wenn dieses Erscheinen das Erscheinen der Welt ist, das heißt diese Distanzierung, diese Außenheit, in deren Licht wir sehen, worüber wir sprechen können, hängen dann die Eigenschaften des Wortes nicht notwendiger Weise von den Eigenschaften der Welt selbst ab?

91

So verhält es sich tatsächlich. Stellen wir kurz drei der wesentlichen Eigenschaften des welthaften Erscheinens vor: Weil erstens dieses Erscheinen ein Milieu reiner Außenheit ist, zeigt sich alles, was sich darin zeigt und sichtbar ist, als äußerlich, von uns getrennt, von uns unterschieden, als etwas anderes als wir selbst. Dies trifft für alle Gegenstände, sichtbare oder verstehbare zu, die das Universum des Sichtbaren bilden.

Zweitens bewirkt das Erscheinen der Welt nicht nur, dass alles sich in ihm Zeigende äußerlich, anders und verschieden wird, sondern dieses Erscheinen ist ihm dadurch auch gänzlich indifferent. Dass ein ausgetrocknetes Flussbett oder ein reißender Fluss, ein fruchtbares Feld oder verödete Erde, eine Versammlung von Gästen oder ein blutiger Kampf vom Licht dieses Erscheinens erhellt wird, ist demselben unbedeutend. Unter dem Zeltdach der Welt, auf der Bühne der Geschichte erscheinen abwechselnd anmutige Menschen und Monster, Gesten der Nächstenliebe und Völkermorde, zur Meditation einladende Klöster mit ihren kostbaren Bibliotheken, aber auch die sie zerstörenden Feuersbrünste oder die Invasionen, denen unersetzbar Städte, Kulturen und Zivilisationen zum Opfer fallen. All dies zeigt sich uns auf ein und dieselbe Weise – in einer erschreckenden Neutralität. Es handelt sich jeweils um Tatsachen, die in ihrer Objektivität – als der ganze Stolz der Modernität und ihrer Wissenschaften – alle gleichwertig sind.

Drittens ist das Erscheinen der Welt schließlich allem sich darin Zeigenden nur aus einem tieferen Grund gleichgültig, weil nämlich dieses Erscheinen seine Existenz nicht setzen, nicht erschaffen kann. Auf ihre Außenheit reduziert, ist die Welt nur ein leeres Milieu, ein Horizont ohne Inhalt. Das Sehen-lassen – wodurch alles im Lichte dieses reinen Milieus der Leere erscheint – bestimmt in keinerlei Weise, was es darin sieht. Es beschränkt sich auf das Entdecken dessen, was vor seinem ohnmächtigen Blick vorbeizieht, ähnlich dem Blick eines am Fenster angelehnten Bahnreisenden während seiner Fahrt.

Dies sind die Eigenschaften, welche das Wort vom Erscheinen der Welt her bezieht. Insofern

92 das Erscheinen der Welt ein Milieu reiner Außenheit ist, in dem alles als außen, anders, verschieden erscheint, ist das, worüber das Wort der Welt spricht – was es in ihr sieht – notwendiger Weise etwas anderes als es selbst, ihm äußerlich, verschieden von ihm und gänzlich indifferent, worüber es keinerlei Macht hat.

Wenn wir die Sprachtheorien betrachten, die im modernen Denken eine so große Rolle gespielt haben, stellen wir fest, dass sie der Sprache nur Eigenschaften zuwiesen, die direkt von dem Fundament herrühren, das sie bewusst oder nicht auch der Sprache zuwiesen, nämlich dieses Erscheinen der Welt, das Universum des Sichtbaren, welches der Gemeinsinn mit der gesamten Wirklichkeit identifiziert. Die offensichtlichste all dieser Eigenschaften ist

der Referenzcharakter der Sprache. Damit ist gemeint, dass sich jede Sprache, jedes Wort auf einen für sie äußeren und unterschiedenen Gehalt bezieht. Mithin ist *das Wort nicht die von ihm bezeichnete Wirklichkeit*; es begnügt sich damit, sehen zu lassen. Das Wort „Hund“ meint den wirklichen Hund und weist auf diesen hin, ist aber selbst kein wirklicher Hund. Es meint oder bedeutet ihn auf „leere“ Weise. Das Wort ist eine „Leermeinung“. Diese Unfähigkeit des Wortes, die Wirklichkeit des von ihm Bezeichneten hervorzubringen, ist der allgemeinste Charakter der Sprache, um die es hier geht. Zu sagen „ich habe einen hundert Euroschein in der Tasche“, muss nicht zwangsläufig bedeuten, dass ich einen solchen Schein tatsächlich besitze. Von solcher Art ist der Mangel der von den Menschen gesprochenen Sprache, die wir hier aus all den erinnerten Gründen als „Sprache der Welt“ bezeichnen.

Wenn wir über den Mangel dieser Sprachtheorien nachdenken, stellen wir fest, dass er nicht darin besteht, der Sprache Eigenschaften zuzuschreiben, die nicht die ihren sind. Der Mangel besteht vielmehr in der Tatsache, eine solche Sprache als die einzig existierende zu betrachten. So erliegen diese Theorien dem naiven Meinen, wonach das Universum des Sichtbaren das Milieu der einzig wahren Wirklichkeit bilde, und somit den einzigen Gegenstand der Wissenschaft und der Sprache. So klafft eine ungeheure Lücke in unserer Kultur: eine andere Sprache, viel wesentlicher und viel ursprünglicher als die der Welt, findet sich ganz und gar verdunkelt.

Rufen wir uns hier in Erinnerung, was Christus uns über uns selbst vor allem, über uns Menschen lehrte. Er bestritt gerade wiederholt und auf vielfältige Weise, dass wir Wesen dieser Welt wären, deren Existenz von dieser letzteren her erklärbar und verständlich sei. Wir erscheinen zwar tatsächlich im Licht der Welt, in deren „Herrlichkeit“, wie Christus sie nennt. In diesem Licht sind wir des Weiteren stets für die Welt und für alles offen, was sich in ihr zeigt. Aber dieses Universum des Sichtbaren lässt nicht unsere wahre Wirklichkeit sehen, denn diese wohnt im „Verborgenen“, wo nur Gott uns sieht. Daher hat Christi Lehre hinsichtlich der Bestimmung des Menschen ständig deren welthafte Genealogie durch eine göttliche Genealogie ersetzt. Gemäß dieser letzteren ist der Mensch ein Lebendiger, der im Leben gezeugt wird, in dem einen und einzig existierenden Leben, welches das Leben Gottes ist. Der Mensch ist der Sohn Gottes.

Deshalb muss jetzt das Problem des Wortes im Licht seines Bezugs zu den Lebendigen, die wir sind, und noch genauer zum Leben, das uns zu Lebendigen macht, untersucht werden. Unseren vorangegangenen Betrachtungen zufolge ist das Leben weder eine Sache, noch ein Seiendes oder eine besondere Seinsart, und auch keine Gesamtheit spezifischer Phänomene, die „biologisch“ genannt werden und welche die zeitgenössische Biologie auf nicht sinnliche,

materielle Prozesse ohne eigene Initiative reduziert. Das Leben, wie wir es empfinden und erproben, unser eigenes Leben, ist in sich selbst eine Offenbarung – jene einzige Offenbarungsweise, in der das Offenbarende und das Offenbarte eins sind, und aus diesem Grund haben wir sie eine Selbstoffenbarung genannt. Ein solcher Offenbarungsmodus kommt nur dem Leben zu und bildet im eigentlichen Sinne sein Wesen. In der Tat heißt leben: „sich selbst erproben“, „sich selbst offenbaren“. Dies ist das entscheidende und unwiderlegbare Merkmal der menschlichen Bestimmung, wodurch sich diese letztere unüberwindbar von allen anderen Bestimmungen unterscheidet.

94

Wenn also ein grundlegendes Verhältnis zwischen dem Erscheinen und dem Wort besteht und ein Wort nur von dem sprechen kann, was sich ihm in irgendeiner Weise manifestiert, dann stellt sich uns eine ganz neue Frage: Ermöglicht das Leben in dem Maße, wie es eine Offenbarung ist, damit nicht gleichzeitig ein ihm eigentümliches Wort? Und in dem Maße, wie die dem Leben eigentümliche Offenbarung das Sich-selbst-Offenbaren ist, steht dann nicht auch fest, was uns dieses Wort sagt? *Indem das Leben sich selbst offenbart, spricht uns das Leben von sich selbst.* Wir sahen schon, dass die Griechen die Möglichkeit des Wortes als Logos bezeichneten und sie diese Möglichkeit in ein Erscheinen verlegt hatten, in dem sich uns alles zeigt, wovon und worüber wir sprechen können. So haben die Griechen dieses Erscheinen als das Licht der Welt oder der „Natur“ verstanden – als eine Exteriorität, denn in der Exteriorität eines „Außen“ kann jede Schau, sei sie sinnlich oder intelligibel, das sehen, was sich ihr jedes Mal vor ihrem Blick als ein Inhalt, ein „Gegenstand“ oder ein „Gegen-über“ darbietet.

Mit dem Christentum tritt plötzlich die unerhörte Intuition eines anderen Logos auf – eines Logos, der wirklich eine Offenbarung ist; allerdings nicht mehr die Sichtbarkeit der Welt, sondern die Selbstoffenbarung des *Lebens*. Ein Wort, dessen Ermöglichung das Leben selbst ist, in dem das Leben von sich selbst spricht, indem es sich an sich selbst offenbart: in dem sich unser eigenes Leben uns fortwährend selbst zusagt. Hier klingen die Schwindel erregenden Aussagen bei Johannes nach: „Logos des Lebens“, „Wort des Lebens“ (1 Joh 1, 1); oder im berühmten Prolog seines Evangeliums: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort [...]. In ihm war das Leben [...].“ (Joh 1, 1-4).

Bevor wir dieses Wort des Lebens einer vertiefenden Analyse unterziehen, die uns erlauben wird, alle Worte Christi zu verstehen und vor allem jene, worin er sich selbst als das Wort des Lebens, mithin als Gottes Wort bezeichnet, das heißt als *Verbum Dei*, müssen wir auf den wesentlichen Bezug zurückkommen, der das Wort mit dem Leben eint. Dieses Verhältnis ist nicht Gegenstand einer spekulativen Behauptung bzw. einer genauso anfechtbaren Theorie

wie alle anderen. Es handelt sich um eine unwiderlegbare Erfahrung. Wie ließe sie sich nicht im Wirken unseres eigenen Lebens und in jeder seiner Erscheinungsweisen wieder erkennen, wie zum Beispiel im Leiden? Das Leiden erprobt sich selbst, weshalb allein das Leiden, wie wir sagten, uns erfahren lässt, was das Leiden ist. *Nur so spricht das Leiden zu uns, es spricht zu uns in seinem Leiden. Was es uns sagt, indem es so spricht, ist, dass es leidet, dass es Leiden ist.* Auf diese Weise enthüllt es in äußerster Einfachheit ein Wort, dem bisher von den vielfältigen, noch so ausgefeilten Sprachtheorien nicht die geringste Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Dieses Wort ist aber in seiner Schlichtheit zugleich einzigartig. Und diese Einzigartigkeit besteht darin, dass das Wort mit dem Gesagten eins ist.

Ein solches Wort, in dem sich die unzerstörbare Identität des Wortes mit dem ereignet, was es sagt, das heißt die Einheit von Sagen und Gesagtem, ist natürlich nicht dem Leiden vorbehalten. Alle Lebensmodalitäten sprechen zu uns in der gleichen Weise. Die Freude wie die Trauer, die Angst oder die Verzweiflung; die ungestillte Sehnsucht genauso wie die Anstrengung und das Gefühl der Fülle, welches sie begleitet. Was in all diesen Empfindungen spricht, welche die Substanz unseres Lebens bilden, ist nicht jede einzelne Regung, sondern die allmächtige Kraft, worin jede Empfindung an sich selbst gegeben wird, sich selbst erprobt und so sich selbst offenbart – es ist die Selbstoffenbarung des Lebens. Dies ist die ursprüngliche Offenbarung, die als solche ein ursprüngliches Wort begründet, welches Johannes das Wort Gottes nennt (*Verbum Dei*) und Gottes Wort ist.

Wir sind in der Lage, eine systematische Darstellung der Eigenschaften des Wortes vorzunehmen. Müssen die Eigenschaften des Wortes des Lebens nicht den Eigenschaften des Lebens entsprechen, so wie die Eigenschaften des Wortes der Welt vom Erscheinen der Welt abhängen? Wir sahen, wie das Wort der Welt, indem es von dem spricht, was sich in der Außenheit der Welt zeigt, von einem ihm äußeren Gehalt spricht, den es zudem nicht zu erschaffen vermag. In seiner gegebenen Ohnmacht, die Wirklichkeit dessen, von dem es spricht, nicht setzen zu können, bleibt ihm jedoch ein Vermögen, nämlich diese Wirklichkeit zu behaupten, selbst wenn sie nicht existiert – mithin zu lügen. Deshalb ist ein in der Sprache der Welt ausgesprochenes Zeugnis immer die Möglichkeit eines falschen Zeugnisses, wie Johannes zu bedenken gab. Deshalb schrieb das Gesetz immer mehrere Zeugen vor, weil das Zeugnis eines Einzelnen aus solcher Sicht allein wertlos war, wie im vorliegenden Fall das Zeugnis Christi über sich selbst.

Genau diese trügerische Eigenschaft der Sprache der Welt bestätigt seinerseits Jakobus in einer ergreifenden Stelle seines Briefes. Weil das gesprochene Wort der Realität fremd ist, keine ihrer Eigenschaften besitzt und zwei unterschiedlichen Dingen den gleichen Namen

bzw. einer Sache mehrere Namen geben kann, ist das Wort in der Lage, sich für die Wirklichkeit auszugeben, sich mit ihr zu identifizieren, für sie zu gelten, sie zu ersetzen, sie auf sein Verlangen oder Delirium zurückzuführen. So nimmt die Macht des Wortes erschreckende Ausmaße an und beansprucht, der Realität seine eigenen Gesetze zu diktieren und sie seinem Gutdünken zu unterwerfen: „Wenn wir den Pferden den Zaum anlegen, damit sie uns gehorchen, lenken wir damit das ganze Tier. Oder denkt an die Schiffe: Sie sind groß und werden von starken Winden getrieben und doch lenkt sie der Steuermann mit einem ganz kleinen Steuer, wohin er will [...]. Und wie klein kann ein Feuer sein, das einen großen Wald in Brand steckt. Auch die Zunge ist ein Feuer, eine Welt voll Ungerechtigkeit“ (Jak 3, 3). Die Fortsetzung des Textes zeigt, wie das gleiche Wort, indem es vorgibt, gleichzeitig den Herrn zu loben und die Menschen zu verdammen, die Er nach seinem Bild geschaffen hat, mit dem Loben und dem Verdammen nacheinander dieselbe Wirklichkeit trifft, nämlich die Wirklichkeit Gottes und die der Menschen, die sein Werk sind.

Nun erkennen wir also die entscheidenden Wesenszüge des Wortes des Lebens, welches das Wort Gottes ist, in seiner Gegenüberstellung zu den jeweiligen Eigenschaften des Wortes der Welt. Der erste Wesenszug, der dieses Wort des Lebens gänzlich von dem bei Jakobus herausragend analysierten Wort der Welt unterscheidet, besteht darin, dass es sich um ein Wort der Wahrheit handelt. Denn im Gegensatz zum Wort der Welt, das in sich immer die Möglichkeit der Lüge und der Heuchelei birgt und auch in der Lage ist, das Nicht-Existierende zu behaupten und das Existierende zu leugnen, oder auch die selbe Wirklichkeit zu loben und zu verdammen, kann das Wort des Lebens nicht lügen. Davon zeugen seine einfachsten und alltäglichsten Formen, nämlich das Wort des Leidens, wie wir es zuvor schon analysierten.

Natürlich kann jemand behaupten „Ich leide!“, obwohl er nicht leidet, oder er kann sagen „Was für ein wunderbarer Augenblick!“, selbst wenn es sich zu Tode langweilt. Aber hier spricht dann das Wort der Welt, das sich auf einen ihm äußeren Referenten bezieht, auf ein simuliertes Leiden oder auf ein nicht gegebenes Glück. Das Leiden, welches in der Aussage „Ich leide“ auftritt, ist nur die „Bedeutung Leid“, eine irreelle Vorstellung, ein vom

Bewusstsein gemeinter mentaler Gehalt. Diese vom Geist gebildete Bedeutung ist nur eine *Vorstellung vom Leiden, aber keineswegs dieses selbst*. Dieser Vorstellungsgehalt leidet nicht in sich selbst, ebenso wenig wie der Begriff des Hundes bellt. Das Wort der Welt spricht nur über das Leiden, und zwar wie von einer ihm äußeren und unterschiedenen Wirklichkeit, der gegenüber es im Übrigen völlig indifferent bleiben kann. Ein solches Wort sagt beispielsweise, dass man lernen müsse, das Leid anzunehmen, dass es zur menschlichen

Bedingung gehöre oder im Gegenteil ein Übel sei, welches dank der von den Wissenschaften für uns bereit gestellten vielfachen Techniken bald ausgemerzt sein wird. Und dieser Diskurs kann sich unbegrenzt fortsetzen, ohne dass darin irgendein wirkliches Leiden enthalten wäre.

Ganz anders ist das Wort *des Leidens*. Es redet nicht über das Leiden, es bedient sich keiner Wörter, keiner Laute oder Schriftzeichen, und es verbindet keine gänzlich irreellen Bedeutungen mit angepassten Sprachformen – Verben, Konjunktionen usw. Weil das Leid in seinem Leiden spricht, mit dem Gesagten ein und dasselbe leidende Fleisch bildet, dem es ausgeliefert ist, ohne davor fliehen oder sich davon frei machen zu können, kennt das Wort des Lebens in der Tat nicht die Duplizität. In sich selbst, in der Wirktatsächlichkeit seines Leidens zeugt das Leid von sich selbst, ohne irgendein anderes Zeugnis in Anspruch zu nehmen. Das Leid ist absolut wahr, sein Wort ist ein Wort der Wahrheit.

Wahr ist es allerdings nicht durch sich selbst. Nur in der Selbstoffenbarung des Lebens erprobt sich das Leid selbst und spricht von sich selbst, so dass sein Wort sich nicht von dem unterscheidet, was es sagt. Die Möglichkeit des Wortes des Leidens hält sich im Wort des Lebens. Daher spricht das Leben zu uns genauso in der Freude der Anstrengung wie in der Angst der Verzweiflung, in jeder anderen von uns erprobten Empfindung. Diese Empfindungen, worin sich unsere Existenz ständig verändert, sind tatsächlich nichts anderes als die vielfältigen Weisen, denen gemäß sich dieses Leben uns offenbart und zu uns spricht.

98

Die Wahrheit jeder dieser Empfindungen, worin unsere Existenz sich unaufhörlich wandelt und zu uns spricht, ist also die Wahrheit des Lebens. Hier treffen wir auf einen wesentlichen Bezug, der dem Christentum eigen ist und ihm seine äußerste Originalität verleiht, nämlich *die Beziehung zwischen der Wahrheit und dem Leben*. Sie bildet das Substrat der wichtigsten christlichen Urtexte, vornehmlich des Johannes-Evangeliums. Darauf zurückzukommen ist unerlässlich. Weisen wir ebenfalls schon jetzt darauf hin, warum die Wahrheit vom Leben herrührt und ihm zugehörig ist. Das Leben ist Wahrheit, weil es sich an sich selbst offenbart und weil diese Offenbarung seiner selbst – diese Selbstoffenbarung – den Grund jeder denkbaren Wahrheit bildet. Es kann für uns nur das existieren, was sich manifestiert. Dies setzt aber voraus, dass die Erscheinung sich selbst manifestiert, dass die Offenbarung sich offenbart – was sie in der Selbstoffenbarung tut, die eben das Wesen des Lebens definiert. Alle der Wahrheit zugesprochenen ursprünglichen Eigenschaften, wie zum Beispiel, dass sie sich selbst beweise (*verum index sui*), eine Selbstbestätigung, ein Selbstzeugnis sei, sind lediglich unterschiedliche Ausdrucksformen dieser Selbstoffenbarung, die sich nur im Leben ereignet und dessen Wort darstellt, welches nie lügt.

Wie diese Selbstoffenbarung stattfindet, worin das Leben von sich selbst spricht und unaufhörlich als seine Wahrheit sagt, was es ist, haben wir schon erkannt. Während das Wort der Welt darüber spricht, was in der Indifferenz der Außenheit manifest wird, spricht das Wort des Lebens im Gefühl, worin es sich jedes Mal pathisch selbst erprobt. Wir haben über diese pathische Offenbarung schon viel in Erfahrung gebracht. Das Leid hat uns als erstes entdecken lassen, dass das Leben zu uns spricht und sein Wort nichts mit dem der Welt – als Gegenstand der Sprachwissenschaften – gemein hat. Ohne sich je um die Bedeutung wie auch um Schrift- und Lautzeichen als deren „Träger“ zu kümmern, spricht zu uns das Leiden in sich selbst, ohne aus sich herauszutreten. Diese Art und Weise, in sich selbst zu verbleiben, ohne jemals aus sich herauszutreten, wird in der Philosophie als „Immanenz“ bezeichnet. *Aber diese Immanenz ist weder eine Bedeutung noch ein Begriff, wie diese in der Sprache der Menschen zur Anwendung kommen.* Die Immanenz ist hier die uranfängliche Affektivität, worin sich das Leben selbst unmittelbar erprobt – und niemals in einer Welt; sie ist im Gegenteil eine impressionale und affektive Wirklichkeit, ein pathisches Fleisch. Nur weil es sich selbst erprobt und sich pathisch in der Immanenz dieser uranfänglichen Affektivität an sich selbst offenbart, ist das Leben ein Wort, und zwar ein von sich selbst sprechendes Wort. Und nur weil jede unserer affektiven Empfindungen ihrerseits sich selbst in der pathischen Selbstoffenbarung des Lebens gegeben wird und das Wort des Lebens in ihr selbst spricht, spricht sie demzufolge in der ihr eigenen Weise zu uns: durch ihr Leid oder durch ihre Freude. Alle Eigenschaften dieses Wortes hängen von den Eigenschaften des Wortes des Lebens ab. Deshalb erfordert letzteres jetzt unsere ausschließliche Aufmerksamkeit – und zwar dringend, wenn gilt, dass dieses Wort des Lebens das Wort Gottes ist: sein *Verbum*. Und dieses Wort ist Christus als jenes *Verbum Dei*, welches die bestürzenden Worte rechtfertigen wird, die Er über sich selbst gesagt hat und durch die er behauptet, selbst dieses Wort Gottes – sein *Verbum* – zu sein.

Aus: Michel Henry, *Christi Worte* (Übers. Maurice de Coulon), Alber 2009